

**Zeitschrift:** Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur  
**Herausgeber:** Gesellschaft Schweizer Monatshefte  
**Band:** 20 (1940-1941)  
**Heft:** 9

**Artikel:** Das Amazonenproblem  
**Autor:** Rinck, Martin  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-158781>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Das Amazonenproblem.

Von Martin Rindf.

Das Museum antiker Kleinkunst in München bewahrt eine flache schwarzgrundige Schale, deren inneres Rund von der zusammengedrängten Schilderung eines entscheidenden Kampfauftritts bis zum Rande ausgefüllt ist. Die überragende Gestalt eines Kriegers bohrt siegeslüstern einer unter ihm niedersinkenden Amazone das Schwert in die Brust. Während sich ihre Hände abwehrend gegen Brust und Oberarm des Feindes stemmen und ihr Haupt sich mehr flehentlich bittend als stolz emporhebt, begegnet sein Auge ihrem Blick und scheint, von ihrer Nähe, ihrem Atem berührt, erst jetzt ihrer Schönheit ganz inne zu werden. Er stutzt, in die Unendlichkeit dieser Zwiesprache verloren, während um ihn die Schlacht weiterröht, eine Gefährtin sich neben der Sterbenden im letzten Kampfe windet und hinter den beiden ein Krieger wild in den Kampf stürmt. Die Schale, von bester Hand unter der spürbaren Einwirkung Polhgnots geschaffen und vom unmittelbaren Eindruck der erst vor kurzem beendigten Perserkriege zeugend, gehört zum besten, was wir von griechischer Malkunst besitzen.

Tief hat das Motiv dieser Schale die Griechen beschäftigt. Seinen klassischen Ausdruck fand es in der bekannten Sage von Penthesilea, der Amazonenfürstin, die den Trojanern nach Hektors Fall Hilfe bringt, im Kampf gegen Achill aber den Tod findet. Die Kampfgier des Helden wandelt sich am Blicke der Sterbenden in Liebe, und ehrenvoll läßt er sie durch die Troer bestatten. Später hat Tasso das Motiv im Befreiten Jerusalem wieder aufgenommen. Florinde spielt hier die Rolle der feindlichen Penthesilea mit dem Unterschied freilich, daß sie den christlichen Führer liebt wie er sie, Florinde aber ihre Liebe spröde unter dem Mantel des Hasses verbirgt. Ein Zweikampf, zu dem der Glaubenseifer sie treibt, bleibt unentschieden. Aber ein kühner Angriff Florindens auf den Belagerungsturm der Christen führt die beiden aufs neue zusammen. Tancred verfolgt die unter fremder Rüstung Verkappte und holt sie ein, sodaß sie sich ihm zum Kampfe stellen muß. Nach zäher, tapferer Gegenwehr stößt ihr Tancred das Schwert in die Brust. Zu seinem Schmerz erkennt er die Geliebte, da er der Sinkenden den Helm löst, und eilt, vom nächsten Brunnen Wasser zu holen, um die Heidin damit zu taufen.

Amazonische Weibervölker hat es in Wirklichkeit nie gegeben; aber die Griechen wurden nicht müde, von solchen zu fabeln. Von Homer bis in die Spätzeit Athens blühen die Sagen von ihren länderverheerenden Zügen durch Kleinasien, Griechenland, Nordafrika. Noch Aeschylos und die Redner des aufgeklärten 4. Jahrhunderts feiern es als größte Tat, würdig nur mit den Taten im Perserkriege verglichen zu werden, daß Theseus diese kühnen Jungfrauen besiegt und Athen damit vom Untergang gerettet habe. Genau wußte man zu erzählen, wie ihre merkwürdige Ausrüstung, die aufge-

schürzte, den einen Busen freilassende Tracht, der halbmondförmige Schild, Streitart und Bogen ausgesehen hätten. Man zeigte den Platz, das *Amazonion*, wo sie in Athen gelagert haben sollen, die Stätten ihrer Siege und Niederlagen und die Gräber einzelner Mädchen in Megara, in der Argolis, in Böotien. Tempelfriesse und die herrlichen Bildwerke eines Phidias, der Zeussthron in Olympia und der Schild der Athene auf der Burg zeugten eindrucklich für die Wahrheit dieser Ereignisse. Noch Attalos und Kaiser Hadrian ehrten die Stadt mit Denkmälern der amazonischen Kriege.

In Kleinasien widerhallten Ephesos, Magnesia, Halikarnas von ihrem Ruhm. Bedeutsam fand der Besucher im Artemistempel und Mausoleum, diesen Wunderbauten der alten Welt, die Kämpfe der Amazonen in den Vordergrund gerückt. Was uns noch immer wie ein Gipfel der griechischen Plastik erscheint: die Einzelgestalten verwundeter Amazonen des Kresilas, Phidias, Polhket, das stand hier einst vereint in der weitläufigen Halle der großen Göttin, die, selber jungfräulich, nach der Sage den spröden Töchtern des Ares bei sich Aufnahme bereitete. Denn ihr, der Artemis, sollen die Amazonen vorzüglich geopfert, ihr die nachmals berühmten Kreis- und Reihentänze aufgeführt haben; ja die Ephesier gefielen sich darin, die Amazonen als Gründerinnen ihrer Stadt und Erbauerinnen des Tempels zu feiern.

Man hat sich oft um die Erklärung dieser auffälligen Überlieferungen bemüht. Nach einer weitverbreiteten Meinung sollen gynäkokratische Zustände östlicher Völker, nach anderer Auffassung vom Kult geforderte Keuschheit asiatischer Tempelpriesterinnen die Einbildungskraft der Griechen in Schwung gesetzt und sie auf den Weg der Erfindung dieser männerfeindlichen Scharen geführt haben. Davon kann ernsthaft keine Rede sein. Auch die überdies noch beliebte Herleitung aus einzelnen Vorkommnissen im Krieg hat nur bedingten Wert. Daß sich in Notzeiten beherzte Mädchen in Waffen warfen, um ihre von Männern entblößte Stadt vor den Feinden zu schützen, oder daß die Frauen wandernder Horden im Zuge mitritten und bei Überfällen gelegentlich auch unter den Jhrigen kämpften, ist an und für sich wohl der Erinnerung wert, kam aber zu allen Zeiten vor, ohne daß sich diese Mädchen in der Sage gerade zu geschlossenen Weiberstämmen entwickelt hätten. Allzuweit stehen derartige Erscheinungen von den angriffs-lustigen, männerfeindlichen, dem Männerwerk als *Beruf* ergebenden Amazonen ab. Wir müssen uns also nach anderen Erklärungen umsehen.

Wo der Tatsachenforscher bei Durchsicht frühgeschichtlicher Überlieferungen die Waffen streckt, weil erwiesenermaßen der Boden zu wanken beginnt und die Geschichte sich in Sage verliert, da ist für den tiefer schürfenden, seelische Untertöne mitbeachtenden Betrachter das Interesse nicht am Ende, sondern fängt oft erst an, recht rege zu werden — vorausgesetzt immer, daß es sich um kernechtes, volkseigenes Erzählgut handelt. Denn er hört jetzt zwar nicht, was war, sondern was sich als Wunsch oder innere Nötigung dem Volke wie wirklich darstellte, er steht nicht vor Tatsachen,

blickt aber möglicherweise in die Zusammenhänge, in denen sich je nach der besonderen Art des Volks Tatsachen innerlich spiegeln; nicht der äußere, wohl aber der innere und damit allerdings ort- und zeitentriffene Verlauf der Ereignisse tut sich ihm auf. Die echte Sage ist voll von sinnbildlichen Zügen und eben an diesen als Sage erkennbar, eben durch diese als Geschichte verdächtig. Wir fragen uns demgemäß: Hatte die Amazonenjage für die Griechen sinnbildliche Bedeutung, entsprang sie einer inneren Nötigung? und wenn wir diese Fragen bejahen müssen im Hinblick auf die weite Verbreitung und die Eindringlichkeit, mit der sie ergriffen, festgehalten und von Dichtern und Künstlern weitergebildet wurden, so fragen wir weiter: Welcher Art war diese Nötigung? Läßt sich ein bestimmtes Erlebnis dahinter nachweisen?

Zunächst stellen wir fest, daß unter den Völkern Europas am ehesten die Germanen Verwandtes hatten. Ganze Völker und Heere von Kriegsjungfrauen kommen in der Stammsage der Langobarden und noch in der späten von Karl dem Großen vor. Die nordische Sage kennt nur amazonische Einzelgängerinnen, Fürstentöchter, die der Ehe abschwören, sich ganz dem Waffenhandwerke hingeben und dem Männerheer nicht selten vorangehen. Bei Saxo kehren sie immer wieder, und seiner Hauptquelle, den isländischen Heldenromanen, sind sie wohlbekannt. Der Gewalt oder ausdauerndem Werben geben einzelne dieser Schildmädchen endlich nach und fügen sich nun ihrer weiblichen Bestimmung.

Diese nicht scharfgenaue, aber doch wesensähnliche Entsprechung bringt uns die obengestellten Fragen näher. Denn die Entstehungsgeschichte der isländisch-dänischen Schildmädchen aus den Heldenromanen ist klar zu überschauen. Wie aus der reichen Überlieferung deutlich wird, handelt es sich auch hier nicht um Zufallsercheinungen, sondern um ableitbare Gestalten der Dichtung, die äußere Erfahrung und inneres Erlebnis dabei seltsam untermischte. Der Zusammenhang mit Brynhild in der Siegfriedsage und mit der ähnlich gezeichneten Swawa=Sigrun in den Helgiliedern der Edda springt in die Augen. Brynhild erscheint in einer jüngeren Gruppe der eddischen Lieder ganz im Charakter jener romanhaften Schildmädchen. Sie trägt vermenschlichte Züge, ist einer Sippe fest eingegliedert, steht als heerfahrtgewohnte Mannjungfrau einer häuslichen Schwester Bekkild scharf entgegen und beugt sich dem Manne erst, da sie gewaltsam von Sigurd geraubt wird. Auch Swawa=Sigrun ist Königstochter, auch sie, die Maid unterm Helm, tritt im zweiten Teile der Helgilieder ganz ins Wirklichkeitslicht tatsächlichen Geschehens. Menschliche Liebe verbindet die Jungfrau mit dem Helden, und die Spannungen der Leidenschaft bleiben ihr so wenig wie Brynhild erspart.

Aber diese Lieder zeigen nun auch, daß sich damit das Wesen der beiden Gestalten nicht erschöpft. Brynhild ist im Nibelungenlied verwandtenlos; sie lebt einsam auf meerumspültem Eiland, der Schimmer des Geheimnisses webt um ihr Dasein wie um ihr Wesen. Ganz ebenso in der zweiten

nordischen Liedergruppe: im Schwanenkleid fliegt sie mit ihren Schwestern, verbindet sich einem tapferen Helden, schenkt ihm Sieg wider Odins Gebot, sinkt vom Schlafdorn gestochen nieder, schläft im Baune der Waberlohe und wird von Siegfried darin erweckt, dem Spruche gemäß, daß sie nur dem Tapfersten angehören solle. Swawa=Sigrun hat ähnliche Züge. Mit den Schwestern reitet sie durch Wolken und erscheint vor dem Helden glanzumlobert; sie weckt den Heldenmut in ihm, verhilft ihm zu einem siegreichen Schwert, sie liebt ihn, schützt ihn, lang ehe er sie kennt, in jeder Gefahr ist sie rätselfast zur Stelle, sie wehrt die Unholden von ihm ab, sie selber bietet ihm die Hand. All das sind mythische oder symbolische Züge, die der Alltagswirklichkeit jener Zeit widersprechen, aber umso deutlicher zeigen, wo der Schlüssel zu jenen Gestalten zu suchen ist: Er liegt in rein seelischem Bereich. In alter Sprache gesprochen sind Brunnhild und Sigrun dem Ursprunge nach *Walkyren*.

Wir stoßen damit auf die Stelle, an der Äußeres und Inneres zwiespältig ineinandergreift, wo die menschliche Maid in tiefere Gründe hinabtaucht und einem seelischen Spiegelungsbilde sich verbindet. Die zwiespältliche Spannung fällt oder spielt doch in diese Unterschicht nur noch von fern mit hinein. Die Walkyre ist Wirklichkeit aus der Seelenwelt des Helden, wie der Mythos überhaupt die Welt vom männlichen Erlebnis aus spiegelt. Was sich im Krieg, in der äußersten Kampfnot dem Krieger zum teuersten Bilde verdichtet, was ihm als Ruf aus Schicksalstiefen am Rande des Lebens entgegendringt, was ihn eint mit dem Lose seiner Bestimmung und über den Tod hinaus ihm Vereinigung mit den Waffengefährten und mit dem Gotte des Kampfes verspricht, das drängt sich ihm in das Bild der Walkyre. Warum dies Erscheinungsbild nun weiblich ist, warum die höchste Schönheit, zugleich aber strenge Unerührbarkeit stets an ihm hervorgehoben wird, dies zu erörtern ist hier nicht Raum. Es genüge der Hinweis auf die enge Beziehung dieser Gestalten zum Schicksal, das alle seine Mittlerinnen zur Strenge verpflichtet und sich weiblich oder überhaupt in polar noch ungeschiedener Form offenbart<sup>1)</sup>.

Was in der Zeit der älteren Skalden- und Eddalieder bildstarke Wirklichkeit war, verflüchtigte sich allmählich zu vageren Formen. Die Kraft des Erscheinungsbildes nahm ab, ohne doch sich ganz zu verlieren. Noch immer wirkt die Walkyre in die Seele des Mannes hinein und beprägt seine Welt bald stärker, bald schwächer. Als 1500 die Dithmarscher Bauern gegen die furchtbare Übermacht der Dänen kämpften und 1517 gegen den Bremer Erzbischof zogen, ließen sie sich beidemal ihr Banner, auf dem der Tod gemalt war, von einer Jungfrau vorantragen, genau so wie der dänische König Harald Kampfzahn in der alten sagenhaften Bravallafschlacht eine Schildmaid als Bannerträgerin hatte (Saro).

<sup>1)</sup> Näheres in meinem Buch „Wodan und germanischer Schicksalsglaube“, 8. Kapitel, S. 180 ff.

Da diese Vorgänge im Unbewußten sich abspielen, ist es nicht weiter verwunderlich, daß Verwechslungen häufig sind und der Mann die in ihm ruhenden walthyrischen Bildzüge auf die Frau überträgt. Er wählt nach dem Bild, das ihm innerlich vorschwebt, und die Frau, auch dort noch bestrebt, zu gefallen, wo sie es abzuweisen scheint, richtet sich instinktiv darnach. Begegnungen mit Gestalten vom Schildmaidcharakter werden ihm schicksalsmäßig. Das gilt für einzelne, hat aber zu Zeiten das Verhältnis zwischen Mann und Frau weitgehend bestimmt. Verständlich wird jetzt der Doppelcharakter der Brynhild und Sigrun in den Liedern. Aus Walthyren werden im Verlauf oder mit Entwicklung der Dichtung Schildmaide, Königstöchter, in denen der Held das nämliche äußere Bild der Walthyren wiederfindet. Neben Brynhild hatte nach der älteren Auffassung Krimhild als Siegfriedgemahlin wohl Platz, ohne jene zu stören; nach der Vermenschlichung der Walthyre dagegen tat sich notwendig eine Spannung zwischen den beiden Gestalten auf. Der deutsche Dichter gab ihr in dem bekannten Wortstreit Ausdruck, der zum Anlaß aller Verwicklungen in der weitgespannten Tragödie wird.

Rehren wir nun zu den Griechen zurück, so finden wir, nur in umgekehrter Brechung, dasselbe: an Stelle der gescharten Walthyren die eine einzige Athene, in allen wichtigen Wesenszügen jenen ähnlich: Schildmaid, Kämpferegerin, Schlachtenjungfrau, strahlenumglänzte Siegbringerin, Schirmerin einzelner Helden, die sie bevorzugt und denen sie stets in höchster Gefahr erscheinend gegenwärtig ist — und auf der anderen Seite die Scharen und Stämme der Amazonen, gleichsam das vermehrte, vermenschlichte Abbild der Göttin und die Entsprechung zu den heerfahrtsgewohnten germanischen Schildmaiden. Das Rätsel löst sich. Auch die Amazonen geben sich als Spiegelungen aus der männlichen Seele der Griechen zu erkennen, als verwirklichte und schließlich sogar in die Geschichte eingefälschte Gestalten, die nach der Sage einzelnen Helden schicksalhaft wurden. In jenen großen Darstellungen der Abwehr einfallender Amazonenheere versinnbildete sich für den Griechen zunächst einfach der von Schildmaiden regierte Krieg, der Kampf gegen feindlich eindringende Gewalt. Aber die Bedeutung einzelner dieser Arestöchter geht weit darüber hinaus, und in der Liebe Achills zur sterbenden Penthesilea wiederholt sich sichtbar die nämliche Verwechslung, wie sie Siegfried und Helgi von den Germanen zugebichtet wurde. Nicht die Walthyre freilich neigt sich hier dem Helden; denn Athene war und blieb den Griechen die Unberührbare. Die Amazone tritt für sie ein; doch bleibt auch dieses Verhältnis rein seelische Nähe, wie durch den Tod angedeutet ist. Die Liebe ist tragisch wie die Siegfrieds und Helgis; sie entzündet sich am Blicke der Sterbenden. Die Amazone und nicht der Held wird hier abgerufen, da ihr die halbgöttliche Natur der Walthyren nicht zukommt.

Diesem Ideengehalt schiebt sich noch ein zweiter Gedanke unter, wie die Sage von Herakles deutlich macht. Unter den bekannten zwölf Auf-

gaben hat der Held seinem Dienstherrn den Gürtel der Amazone Hippolyte fern vom Norden Kleinasien herzubringen. Hippolyte findet dabei den Tod oder gibt nach anderer Fassung den Gürtel her, um eine ihrer Schwestern auszulösen. Das erinnert an den Kampf Siegfrieds mit Brynhild im Dienste Gunthers, der ihr den Gürtel nicht selbst in der Brautnacht zu lösen vermag. Der wahre Sinn des Gürtelmotivs ist in der griechischen Erzählung erloschen, weil die Episode, in den Kreis der zwölf Arbeiten eingepaßt, im Stile der übrigen Aufgaben zu einer reinen Kraft- und Geschicklichkeitsprobe des Helden veräußerlichte. Man wird aber nicht fehlgehen, wenn man eine ältere Sagenfassung dahinter vermutet und dann im Gürtel wie in der Siegfriedsage das Sinnbild des Magdturns erkennt, das nur der tapferste Held ihr, der ersten unter den Amazonen, zu nehmen vermag. Die uralte Spannung der Geschlechter spielt also mit in die Amazonensage hinein, der erbitterte Kampf um die Macht und gleichzeitig die Zwiespältigkeit des Gefühls im Erwachen des Großen, das lange Sträuben, der Trotz, die Abwehr und die Selbstverteidigung auf weiblicher Seite und die dadurch nur gestachelte Gewalttätigkeit, Raublust und Leidenschaft des Mannes.

Die große Bedeutung der Athene und amazonischer Gestalten bei den Griechen und auf der anderen Seite der Walkyren und amazonisch gearteter Schildmaide bei den Germanen bestätigt aufs neue die innere Verwandtschaft dieser beiden Stämme.

Aus den Ergebnissen unserer Untersuchung ziehen wir noch einige Folgerungen und fügen weiter bestätigende Tatsachen an. Die griechische Kunst neigt, im Vergleich etwa zur ägyptischen Plastik, zu offensichtlicher Vermännlichung. Den von ihren ägyptischen Vorbildern noch abhängigen archaischen Meistern gelingt es zwar, einzelnen ihrer berühmten Mädchenbilder einen Zauber einzuhauchen, der nicht weit hinter der beseelten Anmut sapphischer Lieder zurücksteht; und wiederum in hellenistischer Zeit, da der Orient verführerisch andringt und die griechische Seele immer stärker verlockt, kommen Richtungen in der Kunst auf, die in ein echtes Kokos einmünden. Unzweifelhaft sind auch in der Zwischenzeit einzelne Werke aus der unvergleichlich vielseitigen griechischen Kunstwerkstatt hervorgegangen, die der Aphrodite und der Chariten vollkommenstes Abbild heißen müssen. Durchgehen wir aber die Werke der eigentlich klassischen Zeit, des 5. und teilweise noch des 4. Jahrhunderts, so fällt, gegenüber der orientalischem ägyptischen Kunst, die herbe Strenge der Frauenbilder ins Auge. Nicht nur daß sich solche jungfräuliche Gestalten wie die Athene, Artemis oder die Amazonen bei den Künstlern besonderer Beliebtheit erfreuen, vielmehr erscheint ganz allgemein der sich mehr und mehr festprägende weibliche Idealtyp stärker von dieser Seite als von Aphrodite und ihren Dienerinnen beeinflusst. Im ganzen betrachtet, findet sich die von Männern geschaffene klassische griechische Bildkunst tatsächlich von walkyrisch-amazonischen Bildzügen überall durchflochten und durchzogen.

Von der germanischen Kunst können wir das nicht sagen, weil wir zu wenig germanische Bilddenkmäler besitzen. Aus der Dichtkunst ließen sich Schillers Jungfrau von Orleans, Kleists Penthesilea oder, um etwas Neueres zu nennen, Werner Deubels hinreißend gezeichnete Aurora von Königsmark (im „Ritt ins Reich“ 1937) anführen. Wichtiger ist uns hier etwas anderes: die weibliche Kleidung neigt, in Schwankungen aufwärts und abwärts natürlich, aber doch mit bemerkenswerter Deutlichkeit, zu Übernahmen der männlichen Tracht, und die Frau gefällt sich, offenbar weil es dem Manne gefällt, zu Zeiten irgendein Stück seiner täglichen Ausrüstung nach ihrer Weise nachzuahmen. Merkwürdig zeugt schon die Bronzezeit hiefür mit den damals beliebten großen Brustschilden und der schweren bronzenen Halsberge, die der damaligen weiblichen Tracht etwas vom Charakter wehrhafter Panzerung aufprägt.

Außerordentlich ist es schließlich, das Amazonenproblem den Andeutungen nach zu verfolgen, die Goethe im Wilhelm Meister gegeben hat. Genauerer Betrachtung muß auffallen, daß dem Helden des Romans nur amazonische Gestalten zum Schicksal werden, wie sehr auch hier das Wort für die weiblichen Hauptgestalten nur im äußeren Sinne zu gelten hat. Für Natalie, die lange Gesuchte, erst nach unendlichen Irrfahrten ihm zuteil werdende, drängt sich Wilhelm, der ihren wahren Namen nicht weiß, die Bezeichnung „Amazone“ von selber auf, da sie ihm bei der entscheidenden ersten Begegnung äußerlich ganz in diesem Charakter entgegentritt. Der Leser erinnert sich, wie die Schauspieler auf ihrem Auszug vom gräflichen Schloß zur nächsten Stadt von einer Schar Freibeuter mitten im Feld überfallen werden und Wilhelm, von einem Brustschuß und Hieb auf den Kopf getroffen, niedersinkt. Er findet sich beim Erwachen von Philine und Mignon zwar fürsorglich gepflegt, aber nichtsdestoweniger in höchst peinlicher Lage, da für ordentliche Hilfe nichts zur Stelle ist und den Leidenden überdies die Sorge um die Kameraden quält. Da tritt wie ein rettender Engel aus den Büschen eine Reiterin im Mannshabit auf blankem Schimmel hervor, erkundigt sich mit teilnehmender Sorge nach dem Unfall und eilt, den im Wagen nachfolgenden Wundarzt herbeizuholen. Der Zustand Wilhelms wird untersucht. Um ihn vor der einfallenden Kühle zu schützen, breitet die edle Amazone ihren Überrock auf ihn. Er wird von dem Eindruck der holden Gestalt so berührt, „daß es ihm vorkam, als sei ihr Haupt mit Strahlen umgeben und über das ganze Bild verbreite sich nach und nach ein glänzendes Licht“. Das Bewußtsein entschwindet ihm, da der Chirurgus eben seine Wunde unsanft berührt, und wie er die Augen wieder aufschlägt, sind Wagen und Reiterin verschwunden. Alle Nachforschungen nach dem Namen, Geschlecht, Wohnort seiner Retterin sind vergeblich. Ihr Bild aber verläßt ihn nicht mehr und richtet ihn auf in den schweren nachfolgenden Tagen seines Leidens, dem die Anklagen der Schauspieler ihren bitteren Stachel zusetzen. Frühe Jugendbilder steigen in ihm auf, er sieht sich wieder unterm feierlichen Sternenhimmel auf dem Altan

des väterlichen Hauses die Verse aus Tassos Jerusalem vor sich hinsprechen, wie Tancred im nächtlichen Zweikampf Florinden das Schwert in die Brust stößt und zu spät seine Geliebte in der Sterbenden erkennt. Er glaubt jetzt, „die edle heldenmütige Florinde mit eignen Augen gesehen zu haben. Sollten nicht, sagte er manchmal im stillen zu sich selbst, uns in der Jugend wie im Schläfe die Bilder zukünftiger Schicksale umschweben und unserm unbefangenen Auge ahnungsvoll sichtbar werden? Sollten die Reime dessen, was uns begegnen wird, nicht schon von der Hand des Schicksals ausgestreut, sollte nicht ein Vorgenuß der Früchte, die wir einst zu brechen hoffen, möglich sein?“

Angeichts dieser Erklärungen an einer Stelle gleichsam im Herzpunkt des Romans, gewinnen andere, scheinbar unwichtige Andeutungen an Bedeutung. *Marian*, mit deren Zeichnung das Buch anhebt, tritt ihrem Liebhaber zum erstenmal ähnlich als Amazone entgegen. In roter Offiziersuniform entzückt sie in einem Nachspiel die Zuschauer, ganz besonders aber den jungen Kunstfreund Wilhelm, der von nun an in ihrem Banne bleibt. Beiden verknüpft sich der erste Liebeslenz so eng mit dieser Verkleidung, daß sich die unglückliche Geliebte der Tacht bedient, um nach den peinlichen Machenschaften ihrer Dienerin Barbara jeden falschen Verdacht zu zerstreuen, die Auseinandersetzung mit Wilhelm sich zu erleichtern und ihn ganz wieder für sich zu gewinnen. Und an Wilhelm zieht schmerzlich später ihr Schatten noch einmal vorüber, da er Philine mit einem Freund überrascht, der dieselbe rote Uniform trägt. Langezeit glaubt er, da er keine ihn befriedigende Aufklärung über diesen Freund erhält, die ihm Entschundene irre noch immer herum und könne doch vielleicht einst noch die Seine werden.

Noch eine gefährlich ihm die Wege kreuzende Amazone führt Goethe in den Roman ein, ehe er den Helden zu der ihm bestimmten Natalie gelangen läßt. „Sie beschämt hundert Männer“, so empfiehlt ihm Lothario die Freundin, „und ich möchte sie eine wahre Amazone nennen, wenn andere nur als artige Hermaphroditen in dieser zweideutigen Kleidung herumgehen“. Wilhelm, voller Hoffnung, seine frühere Retterin in ihr wiederzufinden, sieht sich darin getäuscht, aber die anspruchslose, freie Tüchtigkeit *Therese*s macht trotzdem den stärksten Eindruck auf ihn, da sie, in der Tracht eines Jägerburschen, ihm die selber bewirtschafteten Güter zeigt und nebenbei ihn zum Vertrauten ihrer merkwürdigen Lebensschicksale macht. Sie hat von früheren Dienstjahren in der Nachbarschaft die Gewohnheit behalten, in dieser Verkleidung die Waldungen zu inspizieren und an Jagden gelegentlich teilzunehmen, worauf sich Lotharios Schilderung gründet. Bei der Ungewißheit seines Schicksals scheint Wilhelm das gegenwärtige Glück so groß und seinen Zielen derart entsprechend, daß ein vorzeitiges Verlöbniß zustande kommt.

In diesen Zusammenhang gehört endlich ein ausdrücklicher Hinweis des Dichters auf die griechischen Amazonenkämpfe und die bildende Kraft,

die von deren Darstellungen in der Kunst ausgehen. Beim Besuch der pädagogischen Provinz kommen Wilhelm und Felix, Vater und Sohn zum abgeschlossenen städtischen Bezirk der Bildhauer, Maler und epischen Dichter. In einem weiten Saale finden sie die Künstler gemeinsam beschäftigt, eine in die Mitte gestellte Kolossalgruppe jeder in seiner Weise abzuzeichnen, zu modellieren oder im Wort zu beschreiben. „Männliche und weibliche Kraftgestalten in gewaltigen Stellungen erinnerten an jenes herrliche Gefecht zwischen Heldenjünglingen und Amazonen, wo Haß und Feindschaft zuletzt sich in wechselseitig-traulichen Beistand auflöst.“

Alles dies zusammengehalten, gewinnt Wilhelms Begegnung mit Mignon neue sinnhafte Bedeutung. Mignon in spanischen Ärmeln und Hosen, ist die Amazone im Kleinen. Ihr herber Reiz liegt in der Verbindung rührender kindlicher Anhänglichkeit mit unaufgeschlossener Strenge, die ihr Wesen zum Geheimnis macht. „Streng, scharf, trocken, heftig und in sanften Stellungen mehr feierlich als angenehm“, das ist ihr Tanz, ihre Gestalt und ihr Gefühl, das ganz allmählich nur und dann allerdings überquellend aus der harten Schale bricht.

Wenn wir nun nochmals die für den Helden entscheidende Szene, seine Verwundung und erste Begegnung mit Natalie überblicken und sie vergleichen mit dem Hauptauftritt der Helgilieder, dann fällt eine fast verblüffende Ähnlichkeit in die Augen. Auch Helgi liegt schwer verwundet und müde vom Kampf auf dem „Walplatz“, da die Walküre Sigrun plötzlich vor ihn tritt, um mit ihm Eide zu schwören, daß sie sich ewig gehören wollen. Glanzumlobert, in Helm und Brünne, aus der Schar ihrer reitenden Gefährtinnen sich lösend, *erscheint* sie dem Helden, halb wirkliches Wesen, halb Überwirklichkeit. Von den Helgiliedern hat Goethe schwerlich auch nur aus Bearbeitungen etwas gewußt. Hier meldet sich bei ihm also spontan ein walthyrischer Zug, wenn auch übertragen in die Verhältnisse der neuen Zeit, romanhaft, spielerisch, in den Formen des Rokoko, und nicht mehr in mythische Zusammenhänge getaucht wie in der Edda.

# Politische Rundschau

## Zur Lage.

Der abgelaufene Monat, November 1940, wird, das kann wohl heute schon festgestellt werden, als eine sehr ereignisreiche Periode in die Geschichte des gegenwärtigen Krieges eingehen. Gewiß ist er nicht vergleichbar mit den dramatischen Monaten dieses Sommers, wenigstens nicht nach seinem äußeren Ablauf. Allein sein geschichtlicher Gehalt gibt ihm ein bedeutendes Gewicht und auch eine spätere Beurteilung wird ihm dieses zweifellos zubilligen müssen.

Am 5. November wurde Franklin D. Roosevelt zum dritten Mal als Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika erwählt.